



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stammler, Wolfgang: Theodor Körner : zu seinem hundertsten Todestage
(26. August)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Theodor Körner

Zu seinem hundertsten Todestage (26. August)

Von Dr. Wolfgang Stammer in Hannover



Als am 26. August des Jahres 1813 bei Gadebusch eine französische Kugel den Leutnant und Adjutanten im Lützowschen Freikorps Theodor Körner niederstreckte*), war die Trauer unter den Mitstreitern allgemein und tiefempfunden. Denn ein allezeit heiterer und lebenswürdiger, geistreicher und begabter Kamerad war von ihnen geschieden, der aus der beneidenswerten Stellung eines Wiener Hofburgtheaterdichters, aus den vergebens zurückhaltenden Armen einer liebenden Braut dem Rufe des Vaterlandes gefolgt war. Wenngleich von Geburt Sachsen, hatten er wie sein Vater, der Oberappellationsgerichtsrat Christian Gottfried Körner in Dresden, der kluge und kritikreiche Freund Schillers, zu jener kleinen Partei im Königreiche gehört, die das Bündnis mit Napoleon als schmachvoll empfand und dem Anschlusse an Preußen zur Abschüttelung des kossischen Joches auf das eifrigste zustrebte.

Allein nicht nur den Freund betrauernten die Kameraden, sondern auch den Dichter ihrer Lieder, der wie einst Tyrtäus die studentische Jugend, der er selbst als einer der tollsten angehört hatte, zu den Waffen rief. Sogar ein Knebel, der auf die Nachricht von Körners Tode an Charlotte von Schiller die philiströsen und kleinlichen Worte schreiben konnte: „Meine Kinder würde ich, ohne Pflichten gegen die Obrigkeit, anjezt nicht in den Krieg gehen lassen; sonst bin ich mit der Welt noch ganz leidlich zufrieden, so lange ich zu essen habe“ (Jena, 19. Oktober 1813: L. Ulrichs, Charlotte von Schiller und ihre Freunde III, S. 345); — sogar Knebel gestand drei Tage später: „Die Verse des jungen Körner haben uns sämtliche, denen ich sie las, tief ergriffen. Ich sehe nicht so sehr auf die Größe seines Genius, als auf den Wert seines

*) Die Legende von der angeblichen Ermordung des Dichters durch einen Gefangenen, die Friedrich Kerst zu verbreiten suchte (vgl. Rheinisch-Westfälische Zeitung 1912, Nr. 1037), hat mit guten Gründen und überlegener Kritik Karl Berger (Frankfurter Zeitung 1912, Nr. 241) beseitigt; man vergleiche auch den zeitgenössischen Tagebuchbericht, den Fr. Krage in der Germanisch-Romanischen Monatschrift, Jahrgang V (1913), S. 170 f. mitgeteilt hat.

Charakters; und ein Mensch, der in diesen Umständen diese Zeilen schreiben kann, ist mir in der Tat ein vortrefflicher und außerordentlicher Mann" (Sena, 22. Oktober 1813: ebenda III, S. 345 f.).

Wir können uns heute*) kaum noch jenen gewaltigen Enthusiasmus, jene tiefe Begeisterung vorstellen, die im Frühjahr 1813 ganz Preußen durchlohten; in den Gemütern des geknechteten Volkes hatte sich eine Wut, ein Furor Teutonicus gegen alles Französische aufgespeichert, der auch vor Hinterlist und Meuchelmord nicht zurückschreckte, wenn dadurch nur einer aus der verhaßten Brut vertilgt werden konnte. Diese Seite der Freiheitsdichtung verkörpert Heinrich von Kleist, der leider den Anbruch des neuen Freiheitstages nicht mehr erleben sollte, wenn er fängt:

„Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!“

Theodor Körner empfand dafür das Große, das in dieser Erhebung lag; die Opfer, die von dem armen und ausgefaugten Preußen willig dargebracht wurden, schienen ihm etwas Hehres, Heiliges; für ihn bedeutete der Kampf einen Kreuzzug, den Gott selbst wollte. Und ihm war die hohe Aufgabe übertragen, zu diesem Kampfe auch die Säumigsten herbeizurufen, in packenden Gesängen und flammenden Liedern die Begeisterung immer von neuem zu erwecken oder in höhnischen, stachlichen Versen die Feigen und Untätigen zu verspotten. Noch heute, glaube ich, fühlt jeder aus Körners Vaterlandsdichtungen diesen zu Herzen gehenden Ton heraus, und schwerlich wird es wohl jemand wagen, den Dichter als „Hurrapatrioten“ hinzustellen.

Mit seinen Kampfgesängen steht Körner hoch über der Schaar der zeitgenössischen Dichter, eines Ernst Moritz Arndt, eines Friedrich Rückert; dieselbe Begeisterung war ihnen auch eigen, doch mangelte ihnen die dichterische Begabung, sie gingen zu verstandesgemäß vor, um das auszusprechen, was in ihnen glühte; ein Max von Schenkendorf wiederum war zu weich veranlagt, um die fortreißende Wucht und den Rhythmus zu erreichen, wie Körner in „Lützows wilder verwegener Jagd“, im „Aufruf“ („Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen!“) oder in „Männer und Buben“ („Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“). Aber auch dem Lützower standen weiche Klänge zu Gebote; im Getümmel der Schlacht schaut er voll Gottvertrauen zu dem Vater alles

*) Daß bereits zwanzig Jahre später die Erinnerung an die große Zeit verblaßt war, zeigt die ungerechte und verständnislose Kritik, die Friedrich Hebbel im Hamburger „Wissenschaftlichen Verein von 1817“ des Johanneums an Körners vaterländischen Dichtungen übte (Hebbels Werke, herausgegeben von Bornstein, II, S. 103 ff.); noch Pfingsten 1836 schrieb er aus Heidelberg an seinen Freund Franz: „Heinrich von Kleist war, nach Goethe, der größte Dramatiker, den wir jemals gehabt haben, und schon ist er seit 1811 begraben, und noch kennen ihn nur wenige seines Volks, während Theodor Körner, dieser elende Strohwisch, über den ein Wort sagen zu viel sagen heißt, noch immer für ein Püppchen gilt, aus welchem ein Herkules hätte werden können“ (ebenda II, S. 293).

Geschickes nach oben („Gebet während der Schlacht“), und für die Einsegnung seines Freikorps schuf er das erhebende Lied:

„Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen!“

Gegenüber diesen tiefempfundenen und formvollendeten Dichtungen mußten seine früheren poetischen Versuche, „Knospen“ benannt, verblaffen, zahlreiche Gelegenheitsgedichte und Jugendgesänge, die in leichter, flüssiger, aber konventioneller Sprache, Reim und Vers meist ohne Tadel, nur ebenso leichte und oberflächliche Gedanken zum Ausdruck brachten und von dem verständigen Vater mit mildem Urteil hingenommen wurden. Auch Körners Balladen, von denen besonders „Graf Harras der kühne Springer“ in Schullesebüchern noch ein unverdient langes Leben fristet, sind in Form und Inhalt nicht neu, sondern atmen durchaus Schillers Geist und tragen vollkommen Schillersches Gepräge.

* * *

Als Theodor Körner nach Wien kam, ging dort mit ihm eine bemerkenswerte innere Entwicklung vor sich. Als Student hatte er, getreu seinem Wahlspruch: „Toll, aber klug!“ ein fideles Leben geführt, sich wenig um Kolleg und Bücher gekümmert, viel lieber dagegen für seine oder seiner Landsmannschaft Ehre die Klinge auf Mensur geschwungen. Von Leipzig wegen eines Duells relegiert, war er nach der neugegründeten Universität Berlin gewandert, hatte dort aber bald das Studium aufgegeben, um so mehr, da er noch eine Karzerstrafe wegen seiner Leipziger Affären absitzen sollte; auf den Wunsch des nachsichtigen Vaters siedelte er nunmehr nach der Kaiserstadt an der Donau über, um sich geistig weiterzubilden, und wurde im Hause Wilhelm von Humboldts und Friedrich von Schlegels freundlich aufgenommen. Karoline von Humboldt berichtete über ihn an die Freundin in Weimar: „Körners Sohn ist seit mehreren Monaten hier und ist ein lieber hübscher junger Mensch mit viel poetischen Anlagen“ (Charlotte von Schiller und ihre Freunde. II, S. 209). Der Umgang in den feingebildeten Zirkeln Wiens machte aus dem rauhen Bruder Studio, der einst in Leipzig als „Renommist“ gefürchtet gewesen war, bald einen zierlichen österreichischen Stutzer; auch geistig häutete er sich; sein Burschenleben, in welchem Kommerse und Propatriafechten die Höhepunkte gebildet hatten, kam ihm jetzt schal und inhaltsleer vor, er schämte sich seines einstigen nichtigen Tuns und Treibens und begann eine ernste Arbeit an seiner Persönlichkeit.

Zum dramatischen Dichter fühlte er sich berufen. Seine Lustspiele fanden auf der Hofbühne Beifall, seine Tragödien „Die Sühne“ und „Loni“ ernteten von Goethes Seite, dem sie der Vater zugesandt hatte, Lobsprüche, der „Triny“ ging unter dem tobenden Jubel der patriotischen Wiener über die Bretter*).

*) Interessante Ausführungsdaten und -zahlen Körnerscher Dramen sind im Archiv für Theatergeschichte Bd. II, S. 140 bis 150 mitgeteilt.

und mit einem Male, ohne daß der Jüngling es sich hätte träumen lassen, war er als Theaterdichter an der Hofburg angestellt.

Auf das glücklichste hatte auf seine körperliche und geistige Umwandlung sicherlich Gott Amor mit eingewirkt; Toni Adamberger, die anmutige Liebhaberin des Burgtheaters, fesselte sein Herz diesmal dauernd; er liebte und ward wieder geliebt, und die öffentliche Verlobung folgte bald. „Wen die Götter lieben, den lassen sie früh sterben.“ Theodor Körner war ein Götterliebhaber. Sein schöner Tod entriß ihn manchen Enttäuschungen, die ihm vielleicht nicht erspart geblieben wären, und befreite ihn von dem herben Lose, ganz vergessen zu werden.

* * *

„Schiller-Epigone“ — mit diesem verächtlich ausgesprochenen Worte glaubte man den Dramatiker Theodor Körner abtun zu können. Auch die Wissenschaft gewöhnte sich daran, in bequemer Weise über ihn abzuurteilen, bis man daran ging, genauer Schillers Einfluß auf Körner zu untersuchen^{*)}. Es ist gewiß ein reizvolles Problem, das sich da bietet, und die herbe Tragik von Körners Tod beruht eben darin, daß er ein noch unfertiger aber begabter Dichter war, der eben die ersten Stufen der Ruhmesleiter erklimmen hatte und nun jäh aus seiner emporstrebenden Bahn gerissen wurde^{**}).

Die Frage liegt offenbar so: Ist Körner nichts als ein unfreier Nachahmer oder etwa eine Schiller wesensverwandte Natur, die nur noch nicht zu eigener Freiheit und Reife gedieh?

Es ist unbestreitbar und wäre auch nicht möglich, daß Körner in seinen Schöpfungen von den Dramatikern seiner Zeit unbeeinflusst geblieben wäre. Ein Lustspielsdichter konnte sich damals kaum der Einwirkung eines Kozebue entziehen, ja er mußte, wenn vielleicht auch widerwillig, gewisse technische Eigenheiten, Personentypen, von dem Meister der flachen Komödie übernehmen, wollte er sich einen Erfolg seiner Werke beim Publikum versprechen. So ist es kein Wunder, daß sich auch Körner in seinen Lustspielen von Kozebue beeinflusst zeigt^{***}); besonders in der Zeichnung der Charaktere und in der Art und Weise, Personen einzuführen, erinnert seine Technik an die Kozebues. Doch stehen Körners Stücke auf einem ungleich höheren Niveau; in ihnen blüht eine geistreiche Ader, die den „breiten Bettelsuppen“ des andern durchaus fehlt, und

*) Ich nenne hier die gründliche Arbeit von G. Reinhard, „Schillers Einfluß auf Th. Körner. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte“ (Straßburg 1899) und das Programm von G. Zeiner, „Th. Körner als Dramatiker mit besonderer Berücksichtigung Schillerischen Einflusses“ (Stoßerau 1900).

***) Körners „Helden“-Tod immer hervorzuheben, halte ich für eine Ungerechtigkeit gegenüber den vielen anderen deutschen Jünglingen, die mit der gleichen Begeisterung und dem gleichen Opfermut in den heiligen Krieg zogen und für die Freiheit des Vaterlandes verbluteten.

****) Näheres darüber in dem Aufsatz von J. Rimpfer; „Th. Körners Lustspiele und ihr Verhältnis zu Kozebue“ in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1907, Heft 11.

dieses gewissermaßen „Ästhetische“ war es auch, was den Vater an den harmlosen Lustspielen des Sohnes anzog.

In seinen ernstesten Dramen schreitet Körner dahin auf dem hohen Rothurn der tragischen Muse und verleugnet nirgends die tiefgehende Einwirkung, die er, wie fast die gesamte deutsche Jugend damals, von Schiller erfahren hatte. In einzelnen Worten und Phrasen wie in der Wahl des Ausdrucks überhaupt, im Aufbau der Akte wie der ganzen Dramen zeigt er sich als gelehrigen Schüler des väterlichen Freundes. Doch rührt dies nur zum kleinsten Teile von bewußter Nachahmung her, wie bei den anderen Epigonen. Vielmehr war Körner in der Lebhaftigkeit seiner Phantasie wie in der ganzen Richtung seines Gefühlslebens Schiller verwandt; die ihm ererbte und vom Vater gewissenhaft und eifrig gepflegte Grundstimmung der sittlichen Verpflichtung, der Zug zum Idealen war ihm, wenn auch in schwächerer Prägung, mit Schiller gemeinsam. Elternhaus und Erziehung hatten hier viel getan, um seine Gedankenwelt ganz in Schiller heimisch werden zu lassen. Doch blieb dem glücklichen und begabten Erben, der mit Freudigkeit sein Pfund wuchern lassen wollte, der ernste Lebenskampf versagt, der erst vertiefte Innerlichkeit hervorzubringen imstande ist. Daher rührt es, daß seine Charaktere schablonenhaft erscheinen und über einen Leisten geschlagen sind; besonders die Frauengestalten gelingen ihm nicht (wie einst dem jungen Schiller). Hier fehlt ihm die Erfahrung, die allein den psychologischen Blick zu schärfen vermag.

Dabei ragt er aber immer noch turmhoch empor über die Schar der zahlreichen Schiller-Epigonen, die das neunzehnte Jahrhundert hindurch die deutsche Bühne mit ihren Figuren bevölkerten oder die Lesewelt mit ihren Jambendramen langweilten. Körner war verliehen, was den meisten fehlte: Phantasie, dichterische Empfindung und begeisterter Glaube an sich selbst, der sich die höchsten Aufgaben stellte. In seinen Stücken steckt ein solcher Reichtum an dramatischen Situationen, daß ein anderer Dramatiker sein Leben lang davon gezehrt hätte; die Frische und der Schwung seiner Sprache hilft hinweg über die mitunter mangelhafte Motivierung; die geschickte Führung der Handlung läßt die fehlende scharfe Charakterisierungskunst übersehen. Nicht mit Unrecht hat man ihn eine „Nebensonne Grillparzers“ genannt.

* * *

Wäre Theodor Körner ein Dichter geworden? Die Frage ist müßig, das war er schon! Aber wie hätte er sich weitergebildet, wenn er sein Leben in ruhigen Bahnen geendet hätte? Ein begabterer Kosebue — oder ein schwächerer Grillparzer? Ich glaube, daß man dabei ein Moment nicht vergessen darf, das nie recht in Anschlag gebracht worden ist: Körners Vater. Dieser durch und durch ästhetisch gebildete Mann, der einem Schiller warnende und beratende Fingerzeige geben durfte, dessen Urteil an den großen Weimaranern geschult war, hätte wohl seinem Sohn wie bisher treulich als kritisches Gewissen zur

Seite gestanden und ihn davor bewahrt, ein „Macher“ zu werden und in leichte Dramenschreiberei auszuarten.

Für uns liegt, wie ein feinsinniger Kenner, Fritz Jonas, einmal bemerkt hat, Körners eigenartige Bedeutung in der Verbindung seiner dichterischen Begabung mit einer todesmutigen vaterländischen Begeisterung.

Vielleicht hat Wilhelm von Humboldt das Richtige getroffen, wenn er nach dem Fall des Jünglings an seine Gattin Karoline schreibt: „Je öfter ich an ihn denke, desto mehr finde ich ihn glücklich, so geendet zu haben. Überhaupt heiligt nichts so ein Leben als der Tod, und es ist wunderbar, wie ihm viele Menschen so gram sind. Körner ist nun wirklich zu einer vollendeten Gestalt geworden: Jugend, Dichtung, Vaterlandsliebe, Tapferkeit haben sich zu diesem frühen Leben verschlungen. Wäre er leben geblieben, hätte sich das Magische, das jetzt die beiden letzten Eigenschaften haben, in etwas ganz Gewöhnliches verloren, was er mit vielen andern geteilt hätte; die Entwicklung der Dichtung blieb zweifelhaft, und die Frische der Jugend verging“ (Eydom, Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen. Band IV, Seite 379).

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Tagesfragen

August Bebel †. Auch mit diesem Toten ist ein Mann aus großer Zeit ins Grab gesunken. Er war unser, des Bürgertums erbittertester Feind, — aber er war es aus tieferer Überzeugung. Einseitig beeinflusst machte er allein die bürgerliche Gesellschaft dafür verantwortlich, daß es hunderttausenden seiner Volksgenossen schlechter ging, als sie es verdienten. Eingengt durch die Verhältnisse seiner Drechslerwerkstatt, die ihm keine Übersicht über die Möglichkeiten der neudeutschen Entwicklung auch für das Proletariat gab, wähnte er seine Ideale mit Hilfe des Internationalismus verwirklichen zu können, der wie ein blinkender Himmelsstreifen fern über den kleinen Verhältnissen des Heimortes lagte.

So hat er sich schon frühzeitig im Gegensatz zur Mehrheit seiner Nation gebracht, deren Söhne gerade damals sich anschickten, den Reichsbau zu schaffen, in dessen Grenzen sich alles zu verwirklichen vermag, was die arbeitenden Klassen an wirtschaftlicher und kultureller Hebung an persönlichen und politischen

Freiheiten überhaupt nur erwarten können. Bebel's Verhängnis war es, daß er, besonders nach Durchführung der großen sozialpolitischen Gesetze in den 1890er Jahren nicht den Weg zur praktischen Mitarbeit im Reiche fand. Wie er sich einst das Verdienst erwarb, durch seine begeisterte Agitation die Massen der Hoffnungslosigkeit ihres Daseins entrissen zu haben, indem er ihnen zwar ferne aber doch lockende Ziele wies, so konnte er durch rechtzeitiges Paktieren mit dem bürgerlichen Staat sich den Lorbeer eines Staatsmannes erringen. Aber da hat er versagt. Nicht aus Kleinlichen oder gar unlauteren Motiven — Bebel ist dazu ein viel zu deutscher Mann geblieben —, aber weil sein Wünschen die Phantasie so stark beherrschte, daß er als politische Realität ansah, was doch nur als ein Traum seiner Jugend angesprochen werden konnte. Bebel hat wohl erst in den allerletzten Jahren seines Lebens einzusehen begonnen, daß seine Kladderadatschtheorie in Deutschland immer weniger Aussicht auf Erfüllung haben könnte. Die politischen Konsequenzen hat er jedenfalls aus solcher Erkenntnis nicht gezogen. Darum scheidet er auch belastet mit dem Vorwurf, ein